

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 25 (1884)

Artikel: Aus den Erlebnissen eines jungen Indianers
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus den Erlebnissen eines jungen Indianers.

Um's Jahr 1864 herrschte weit hinten in Amerika bei einem Indianerstamme eine große Hungersnoth. Ein bedeutender Theil der Bevölkerung war bereits dem Hunger und Elend erlegen. Von den Ueberlebenden wanderten Viele aus, um in fernen Landen ihren Lebensunterhalt zu suchen. Nach Wochen langen Entbehrungen und Mühsalen gelangten sie endlich in eine Gegend am Meer, wo sie Gelegenheit fanden, mit verschiedenen Arbeiten ihr tägliches Brod zu verdienen. Unter den Ausgewanderten befand sich auch ein Familienvater mit seinem Weibe und dem einzigen Sohne, einem 12jährigen Knaben. Da dieser Knabe schöne Anlagen zeigte und bei der Arbeit vielen Fleiß und Geschicklichkeit an den Tag legte, so fand er bei einem braven, christlichen Schiffskapitän angemessene Beschäftigung. Nach Verfluß von zwei Jahren rüstete sich der Schiffskapitän zu einer weiten Meerfahrt zum Wallfischfang; und da er den Indianerknaben recht lieb gewonnen hatte, so wollte er denselben mit Erlaubniß seiner Eltern mitnehmen; er versprach denselben, für ihn zu sorgen, wie für den eigenen Sohn und ihn zu einem geschickten Wallfischfänger zu machen. Wenn die Eltern auch nur mit schwerem Herzen sich von ihrem einzigen Kinde trennten, so hatten sie doch den alten Kapitän als einen so braven Mann kennen gelernt, daß sie ihre Einwilligung gaben. Nach einigen Tagen segelte das Schiff ab.

Anfänglich ging die Fahrt glücklich von Statten; später aber geriethen sie zwischen große schwimmende Eisfelder, die ihnen endlich jeden Ausweg versperreten und sie nöthigten, mitten im Eismeere zu überwintern. Das war eine harte Prüfung, besonders für den jungen Indianer. Der traurige Gedanke, fern von seiner Heimath elend sterben zu müssen und seine zärtlich geliebten Eltern nie mehr zu sehen, schwebte ihm Tag und Nacht vor Augen und verwundete tief sein gutes Herz. Doch auch im fernen Eismeer wußte Gott den Balsam des Trostes auf die Wunde seines Herzens zu legen. Der alte Kapitän benützte die lange Winterzeit, um den Knaben in den trostvollen Wahrheiten unserer heiligen Religion zu unterrichten. Er lehrte ihn den wahren Gott erkennen und zu ihm beten; er machte ihn bekannt mit dem Leben, Leiden und Sterben unseres göttlichen Erlösers; er redete

ihm oft von einer allwaltenden göttlichen Vorsehung und von der ewigen Vergeltung nach dem Tode und von dem einstigen Wiedersehen im Himmel. Besonders flößte er ihm auch große Liebe und Vertrauen zu Maria ein. Und der Knabe hatte für Alles, was ihn der Kapitän lehrte, ein überaus empfängliches Herz.

Eines Tages drohte dem Schiff eine besonders große Gefahr und selbst dem erfahrenen, unerschrockenen Kapitän war fast alle Hoffnung auf Rettung entschwunden. Er hielt daher den Augenblick gekommen, wo er dem Knaben die Nothtaufe ertheilen sollte. Mit großem Verlangen empfing der gute Junge dieselbe. Mit kindlicher Andacht betete er nun zu Gott und der großen Himmelsmutter, wie er Maria nannte.

Die Gefahr ging glücklich vorüber; der lange Winter neigte sich nach und nach zu Ende, allmählig löste die Sonne das Eis und im kommenden Sommer konnte das Schiff wieder das offene Meer gewinnen und erreichte nach zweijähriger Abwesenheit am Feste Mariä Himmelfahrt 1868 glücklich und reich beladen mit Fischthran und Elfenbein, das sie im sibirischen Eis gefunden, wieder das heimathliche Ufer.

Wie groß auch die Freude der ganzen Schiffsmannschaft war, mehr als Alle freute sich aber der junge Indianer. Er konnte den Augenblick kaum erwarten, wo er nach so langer Trennung so glücklich sein sollte, seine lieben Eltern wieder zu sehen. Er hatte ihnen ja Vieles zu erzäh'len von seinen Erlebnissen und ihnen recht viele Geschenke zu überbringen, die er wegen seiner Treue und Folgsamkeit vom Kapitän erhalten hatte. Ganz besonders drängte es ihn, auch seinen Eltern Alles zu sagen, was ihm der brave Kapitän vom lieben Gott im Himmel erzählt und auch sie zu lehren, zu Gott zu beten und zur Himmelsmutter, damit auch sie einst in den Himmel kommen.

Kaum waren unsere Seeleute an's Land gestiegen, musterte unser junge Indianer mit gierigem Blick all' die Leute, die am Ufer standen; und als er leider! nicht fand, was er suchte, eilte er schnellen Schrittes durch die Straße an das äußerste Ende des Dorfes zu einer Hütte von Baumrinde, die er früher mit seinen Eltern bewohnt hatte. Doch wie erschrad er beim Anblick derselben. Das Dach war von Wind und Wetter

zerrissen und kein Rauch stieg aus demselben; die Thüre von Brettern lag am Boden und der treue Hund, der ihn früher immer mit freudigem Bellen begrüßte, ließ sich nicht sehen und nicht hören. Erschüttert vor Trauer stand er vor der verlassenen, halb zerfallenen Hütte; dann sprang er hinein und rief laut und immer lauter: Mein Vater! Meine Mutter! Aber umsonst; immer keine Antwort! Einige Indianer, die vor 4 Jahren auch mit seinen Eltern ausgewandert waren und in der Nachbarschaft wohnten, hörten sein Rufen und Weinen und kamen herbei. Sie erkannten gleich den Knaben wieder und freuten sich über seine Rückkehr; aber auf all' seine Fragen über seine lieben Eltern konnten sie ihm leider! nur so viel sagen, daß dieselben ihn längst für todt gehalten und daher schon vor Jahresfrist aus dieser Gegend fortgezogen seien, aber wohin, wußten sie nicht; höchstens hatten sie gesehen, daß sie den Weg gegen Sonnenaufgang eingeschlagen haben.

Was sollte nun der arme Junge thun? Diese Frage ließ ihn die ganze Nacht nicht schlafen; bald weinte er, bald hob er die Hände zum Himmel und betete recht kindlich zu Gott, daß er ihn doch seine Eltern wieder finden lasse. Als nach langer Nacht endlich der Morgen graute, war sein Entschluß gefaßt; er nahm an, seine Eltern werden in ihre alte Heimath zurückgekehrt sein; daher schreckte er vor keiner Gefahr zurück; er wollte sich sofort aufmachen und ihnen folgen. Auf die Kniee gesunken, empfahl er sich in kindlich frommem Gebet dem Schutze Gottes und machte das Versprechen, wenn er seine Eltern wieder finde, so wolle er sie lehren Gott erkennen, um sie in den Himmel zu führen.

Sein Freund, der Kapitän, dem er seinen Entschluß mittheilte, lobte zwar seine kindliche Liebe zu den Eltern. Aber er fühlte sich doch verpflichtet, dem jungen, unerfahrenen Menschen das Gefahrvolle und Schwierige einer so weiten, Monate langen Reise ohne irgend welche Begleitschaft vorzustellen; er machte ihm sogar das Anerbieten, er wolle ihn bei sich behalten und ihm Vater sein. Doch der Knabe ließ sich durch Nichts zurückhalten; die Liebe zu seinen Eltern zog ihn unwiderstehlich fort. Gerührt von einer so großen Anhänglichkeit an Vater und Mutter wollte der Kapitän ihn nicht weiter belästigen; er suchte nun vielmehr ihn mit allem Nothwendigen für die weite Reise auszurüsten. Da es um diese Zeit in jener Gegend Winter

war, so verschaffte er ihm einen schönen, bequemen Reiseschlitten und mehrere Hunde zum Ziehen; er ließ ihm auch eine doppelte Pelzkleidung machen. Auch versah er ihn mit dem nöthigen Speisevorrath und machte ihm noch verschiedene Geschenke, wie Gewehre und Patronen und allerhand Werkzeuge.

Nachdem alle Vorbereitungen zur Reise getroffen waren, verabschiedete er sich tief gerührt von seinem großen Wohlthäter und dessen Matrosen. Der Kapitän gab ihm noch zum Andenken ein auf Porzellan gemaltes Bild der Mutter Gottes und sprach: Nimm dieß; es ist das Bild der großen Himmelsmutter; wenn Du in Gefahr kommst, so rufe zu ihr: Maria hilf! Gerührt und erfreut über dieses Andenken hing es der gute Junge um den Hals und verbarg es unter seinem Pelzrock auf der Brust. Und nun ging's vorwärts mit dem Schlitten bei einem frisch gefallenem Schnee in der Richtung, welche seine Eltern, wie ihm die Indianer gesagt, voriges Jahr genommen hatten. — Nachdem er längst seinen Freunden aus den Augen war, kam er in eine einsame Gegend an den Rand eines Waldes. Um seine Hunde zu schonen, war er ausgestiegen und folgte dem Schlitten zu Fuß; ein Gewehr an der Schulter ging er in Gedanken vertieft langsam voran. Plötzlich fühlte er sich von einem schweren Stein am Kopf getroffen, so daß er zu Boden stürzte. Doch augenblicklich springt er wieder auf und greift zum Gewehr; und da er einige Schritte von sich einen Indianer eines andern Stammes erblickte und sah, wie derselbe sich zu einem neuen Angriff rüstete, so schlug er auf ihn an und zielte ihm auf die Brust und er hätte ihn wohl als gewandter Schütze mitten in's Herz getroffen; aber da kam ihm der Gedanke: Wenn ich den Mann tödte, so kommt er in den Feuersee des bösen Geistes; ich will ihn nicht tödten, sondern nur unschädlich machen. Er zielte daher auf den erhobenen Arm desselben; und als dieser nun seinen Speer schleudern wollte, krachte der Schuß und der Mann fiel mit einem lauten Schrei und mit durchschossener Hand zu Boden. Der Unglückliche hatte von der Reise des Jungen gehört und ihm hier aufgelauret, um ihn zu tödten und zu berauben.

Nun wollte unser Reisende schnell seinen Hunden nach, welche inzwischen mit dem Schlitten schon weit voraus waren. Als ihm aber einfiel, der Getroffene möchte doch schwer verwundet

sein und da hilflos verbluten, regte sich ein Mitleid in seinem Herzen mit dem Armen; er brachte also mit lautem Pfiff seine Hunde zum Stehen und näherte sich vorsichtig dem Verwundeten. Als dieser den Jüngling herankommen sah, streckte er ihm die blutende Hand entgegen und bat jämmerlich, er soll ihn doch nicht tödten. Nein, sprach der Junge, ich tödte Dich nicht; denn der große Geist im Himmel verbietet es mir; wirf Deine Waffen weg und ich will Deine Wunden verbinden. Staunend blickte der Verwundete den Knaben an und warf seinen Speer und sein Dolchmesser weit weg. Der Knabe aber eilte zum Schlitten und holte ein Fläschchen Wundbalsam und Leinwand, die ihm der Kapitän gegeben hatte und verband ihm die Wunde. Dieser Edelmuth rührte den Indianer so sehr, daß er dem Knaben versprach, auch er wolle einen Gebetsmann (Missionär) auffuchen und eine Religion kennen lernen, welche solche Gesinnungen einflöße. Der Knabe aber gab ihm noch ein wenig Wein zu trinken und da er sah, daß der Verwundete nun seines Weges gehen konnte, schied er im Frieden von ihm.

Glücklich, daß ihm die Gelegenheit geboten war, ein ähnliches gutes Werk zu thun, wie jener barmherzige Samariter, von welchem ihm der Kapitän erzählt hatte, setzte der Junge seine Reise fort. Als gegen Abend die Hunde ermüdet waren, nahm er etwas abseits vom Wege zwischen zwei Felsen im Walde ein Nachtlager. Nachdem er seine Hunde mit gedörrten Fischen gefüttert und auch etwas genossen hatte, kniete er nieder, nahm das Bild der Mutter Gottes hervor und betete. Dann wickelte er sich in eine große Wolldecke und legte sich auf den Schlitten zum Schlafe nieder. In der Nacht hatte er einen sonderbaren Traum. Er sah einen großen Todtensarg und als er denselben öffnete, lagen sein Vater und seine Mutter darin. Da er schmerzlich betroffen auf sie stürzte, öffneten sie die Augen, lächelten ihn freundlich an und sagten: „Sohn! auf Wiederseh'n im Himmel!“ Nun erwachte er und es konnte jetzt von Schlafen keine Rede mehr sein; denn er fürchtete, der Traum werde wohl bedeuten, daß seine Eltern gestorben und daß er sie hienieden nicht mehr sehen werde. Er stand also auf, verrichtete wie am Abend sein Gebet vor dem Marienbild und nachdem er einen getrockneten Fisch mit seinen treuen Hunden getheilt, ging's wieder ununterbrochen voran, bis er gegen Mittag zu einem

Indianerdorf kam. Hier erkundigte er sich bei den Indianern, ob sie vielleicht etwas wüßten von seinen Eltern. Er fragte Mehrere derselben; aber Keiner wollte sie gesehen haben. Traurig wollte er weiter ziehen, als aus der letzten Hütte des Dorfes ein Hund hervorstürzte und mit freudigem Bellen und Wedeln an ihn heraufsprang. Wie freute sich der Knabe, als er in demselben den treuen Hund seines Vaters wieder erkannte und daraus eine leise Hoffnung schöpfte, daß vielleicht seine Eltern in der Nähe sein möchten. Auf das Bellen des Hundes trat ein weißer Mann mit langem Bart und einem langen schwarzen Rock aus der Hütte. Auf die Frage des Knaben, wie wohl dieser Hund in diese Hütte gekommen sei, antwortete der Mann, es sei voriges Jahr eines Tages ein Indianer mit seinem Weibe hier durchgereist und in dieser Hütte übernachtet; und da habe er diesen Leuten den Hund abgekauft, weil er eben zu seinen Schlittensfahrten ihm nöthig war. Auf die weitere Frage des Knaben, ob er nichts Näheres von diesen Leuten wisse und wohin sie gegangen seien, sagte der weiße Mann, dieselben seien nach ihrer Heimath am Felsengebirge gezogen; sie haben ihm erzählt, wie sie vor ungefähr vier Jahren wegen einer Hungerstoth mit ihrem einzigen Sohn ausgewandert; aber weil der Sohn, der vor zwei Jahren eine Meerfahrt mitgemacht, nie mehr zurückgekehrt und also ohne Zweifel schon lange todt sei, so wollten sie nun in ihre alte Heimath zurückkehren. „Nein!“ sagte jetzt tiefgerührt der Knabe, dem es nun unzweifelhaft klar geworden, daß der Indianer, von dem der weiße Mann redete, kein Anderer als sein Vater sein könne, „nein der Sohn des Indianers ist nicht todt, der Sohn lebt — ich bin es.“

Freundlich nahm ihn nun der weiße Mann bei der Hand und führte ihn in seine Hütte, indem er sagte, er lasse ihn heute nicht weiter ziehen, er müsse bis morgen bei ihm bleiben. Gern nahm der Junge das Anerbieten an. Wie freudig war er überrascht, als er beim Eintritt in die einfache Hütte an der Wand ein Marienbild mit dem Jesuskind erblickte, ähnlich demjenigen, das er auf der Brust trug; es war ihm das ein sicheres Zeichen, daß der weiße Mann ein Christ sein müsse. Voll Zutrauen theilte er daher demselben mit, daß auch er ein Christ sei und nun in seine Heimath zurückkehre, um auch seinen Eltern vom lieben Gott und der großen

Himmelsmutter zu reden. Der weiße Mann bestärkte ihn in seinem Vorhaben und sagte, er wolle ihn dorthin begleiten; er sei nämlich ein katholischer Missionär und habe schon lange auf eine gute Gelegenheit gewartet, um jene fernen Indianerstämme zu besuchen und ihnen den christlichen Glauben zu verkünden; und nun habe es Gott gefügt, daß er einen jungen Menschen gefunden, der ihn auf der weiten Reise begleiten und ihm zur vollständigen Erlernung der Sprache und der Sitten und Gebräuche der Indianer und in der Bekehrung derselben behilflich sein könne. Unbeschreiblich war die Freude des braven Jünglings bei dem Gedanken, daß er seinen lieben Eltern und Stammesgenossen einen christlichen Missionär mitbringen könne, der sie unterrichte und ihnen den rechten Weg zum Himmel zeige. Doch mischte sich in seine Freude ein Gefühl der Wehmuth, wenn er sich an jenen Traum erinnerte, in welchem er seine Eltern in einem Todensarge gesehen hatte. Er entdeckte dem Missionär seinen Traum und seinen daherigen Kummer. Derselbe tröstete ihn und ermahnte ihn, recht eifrig und mit Gottvertrauen für seine Eltern zu beten und das Uebrige Gott anheimzustellen.

Nach den gehörigen Vorbereitungen reisten sie am Feste Mariä Geburt mit einander ab. Der Weg führte sie einem großen Fluß entlang. Jeden Abend machten sie Halt, um einige Zeit zu ruhen. Vor dem Einschlafen unterrichtete der Missionär den Knaben noch vollständiger in der hl. Religion und betete mit ihm. — Nachdem sie schon viele Wochen, immer am Ufer des großen Flusses ihre Reise fortgesetzt hatten, gelangten sie an eine Stelle, wo der Fluß zugefroren war. Sie fuhrten also mit ihren Schlitten über das Eis; der junge Indianer ging vorsichtig voraus, während der Missionär sich ermüdet auf den letzten Schlitten gesetzt hatte. Nun sprang gerade vor seinem Schlitten ein Schneehase über die Bahn und eilte quer über die Eisdecke an's andere Ufer und die Hunde des Missionärs ihm eiligst nach. Bevor sie jedoch das Ufer erreichten, brach die dünne Eisdecke und der Missionär rief laut um Hilfe. Der junge Indianer, der von dem Vorfall nichts bemerkt hatte, eilte auf den Hilferuf herbei. Starr vor Schrecken stand er da, als er den guten Missionär in der höchsten Gefahr erblickte und ihm doch nicht helfen konnte; denn das Eis war gebrochen und trieb den Fluß hinunter. Ver-

zweifelnd lief er am Ufer auf und ab; aber nirgends fand er eine feste Stelle zum Uebergang. Unterdessen war es doch den Hunden des Missionärs gelungen, das festere Eis am jenseitigen Ufer zu erreichen und der Missionär war gerettet und nach wenigen Augenblicken hinter einem kleinen Hügel den Augen des jungen Indianers entschwunden. Da es einstweilen dem guten Jungen unmöglich war, über den breiten Strom zu setzen und dem Missionär zu folgen, kehrte er, betrübt über diese plötzliche Trennung, zu seinem Schlitten zurück. Dasselbst angekommen, fand er eine Schaar Indianer, welche eben damit beschäftigt waren, seinen Schlitten auszuplündern. Doch seinem ersten Schrecken folgte eine nicht geringe Freude, als sie ihn in seiner Muttersprache anredeten und ihm sagten, daß nur der große Hunger sie zu dieser That gezwungen habe; denn seit einiger Zeit hätten sie und ihre Weiber und Kinder fast nichts mehr zu essen gehabt. Und wirklich waren die armen Männer schrecklich abgemagert und von Hunger geschwächt. Es freute ihn, seinen Stammesgenossen den Hunger stillen zu können. Auch ihren Frauen und Kindern, die in der Nähe unter Zelten wohnten, suchte er so viel möglich zu helfen, indem er ihnen seinen ganzen Vorrath an Fleisch und Fischen und Zwieback austheilte. Und da er am Tage vorher viele Spuren von Renthieren im Schnee gesehen hatte, so vertheilte er seine Gewehre unter einige Männer und ging mit ihnen auf die Jagd. Sie waren so glücklich, bei dreißig Renthieren zu erlegen; und so war ihrer Noth auf lange Zeit wieder abgeholfen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß sich der gute Jüngling bei seinen Stammgenossen nicht angelegentlich erkundigte, ob sie nichts von seinen Eltern erfahren hätten. Zu seiner großen Freude konnten sie ihm sagen, daß dieselben voriges Jahr glücklich heimgekommen seien und gegenwärtig auf der andern Seite des Flusses wohnen. Leider! aber mußten sie zu seinem großen Schmerz ihm sagen, daß dort seit einiger Zeit die Blatternkrankheit herrsche und schon Viele weggerafft habe; auch seine Eltern seien, wie man vernommen, daran erkrankt. O, wie drängte es jetzt den armen Jungen, über den Fluß zu setzen, um seine Eltern noch einmal zu sehen und ihnen leibliche und geistige Hilfe zu bringen. Aber es war eine Unmöglichkeit, über den Fluß zu kommen. Er konnte nichts Anderes thun, als

recht inständig beten, daß doch Gott den frommen Missionär zu ihnen führen und ihnen die Gnade der hl. Taufe geben wolle.

Nach paar langen und schweren Tagen war endlich bei steigender Kälte der Fluß wieder derart zugefroren, daß man einen Gang über das Eis wagen durfte. Unser junge Indianer kam mit einigen Stammgenossen glücklich hinüber und eilte dem nächsten Dorfe zu. Als sie demselben schon nahe waren, kam eine lange Prozession von Männern und Frauen daher und zog einen Hügel hinauf. Voraus ging ein Knabe mit einem Kreuz, dann folgten die Indianer mit Fackeln, dann kamen Männer, die zwei Todtenfärge trugen und hinter denselben schritt der Missionär in priesterlichem Gewande einher und betete. Von Schmerz überwältigt, eilte der junge Indianer auf ihn zu und umarmte ihn, indem er schrie: „Gewiß mein Vater und meine

Mutter?“ „Ja wahrlich“, sagte selbst tief gerührt der Missionär, „ja mein armer Junge, es ist wirklich Dein Vater und Deine Mutter, die wir hier zu Grabe tragen; doch tröste Dich; Gott hat mich noch zu rechter Zeit zu ihnen geführt, ich habe sie noch im Glauben unterrichtet und ihnen die hl. Taufe gespendet; im Himmel wirst Du sie wiedersehen!“

Weinend, aber unendlich getröstet begleitete nun der gute Junge an der Seite des Missionärs seine lieben Eltern zu ihrer letzten Ruhestätte, in der seligen Hoffnung, sie einst wieder zu finden im Himmel.

Von diesem Augenblick an blieb er der unzertrennliche Gefährte des Missionärs und diente ihm als Katechet und Führer auf seinen Bekehrungsreisen bei den Indianern bis auf den heutigen Tag. —

P. Basilius Christen, Konventual in Engelberg, geb. 1610, gest. 1660.

Dieses Jahr geht der Kalendermann bei seiner bescheidenen Geschichtsforschung in's heimelige und benachbarte Hochthal Engelberg, nicht um mit Fremden aus allen Herrenländern köstlich zu tafeln und zu bummeln, sondern im rühmlichst bekannten Benediktiner-Kloster daselbst das Verzeichniß der dortigen Mönche aus dem Lande Nidwalden einzusehen.

Seit der Gründung des Klosters im Jahre 1082 begegnen uns aus Nidwalden: Heinrich von Buochs im Jahr 1190, Arnold von Wiesenberg 1295, Heinrich von Winkelried 1300, Thomas von Waltersberg 1315, Walther von Waltersberg 1327, Wilhelm von Wolfenschießen Abt 1331 bis 1347, Johannes am Stein 1345, Ulrich von Stans 1345, Arnold Mettler 1360, Johannes Steiner 1409, Johannes am Buel, Abt 1450—1458, Johannes von Matt 1482, Rudolph von Dedwyl ca. 1491, Antonius von Wolfenschießen ca. 1491, Heinrich Stulz 1548, Othmar Bünti 1562, Heinrich Stulz,

der jüngere, 1569, Michael Blättler 1646, Basilius Christen 1660, Bonaventura Leu 1669, Frowinus Christen 1743, Joachim von Deschwanden 1793, Adelhelm Flüeler 1801, Placidus Niederberger 1806, Josephus Businger 1831, Eugenius von Büren, Abt 1822—1851, Nicolaus Zelger 1853, Ignatius Odermatt 1883, welche alle bereits gestorben sind. Noch unter den Lebenden sind: Nicolaus Durrer, Anselmus Williger, Abt, Berchtold Fluri, Adelhelm Odermatt, Theodul Würsch und Emannel Wagner, von welchen P. Adelhelm und Bruder Theodul im fernen Amerika im Geiste des hl. Vaters Benedictus unwirthlichen Boden zu grasreichen Wiesen und Ackerfeld umwandeln und eine neue Klostergenossenschaft zur Ausbreitung des katholischen Glaubens zu gründen beginnen.

Der geneigte Leser erwartet, wie der Titelkopf sagt, Notizen über Basilius Christen und das mit Recht, weil der Schreiber dieser Zeilen sich das vorgenommen hat. Warum die